

Was ist „gute“ Lehre? – If it’s really really real ...

Als sich die Leuphana, eine der kleinen und jungen Universitäten in Deutschland, vor etwa zwei Jahrzehnten neu definierte, stand der Wille zu besonderer „Qualität“ einer interdisziplinär ausgerichteten Lehre im Mittelpunkt. Der Bologna-Prozess wurde im Unterschied zu anderen Hochschulen modellartig gefasst und führte zu einer umfassenden Neustrukturierung der Lüneburger Universität. Nicht nur die vier Fakultäten Bildung, Kultur, Nachhaltigkeit und Wirtschaft, sondern insbesondere die fakultätsübergreifenden Schools – College, Graduate und Professional School – sollten eine interdisziplinäre wissenschaftliche Ausrichtung in Lehre, Forschung und Transfer sowie ein Zusammendenken dieser drei grundlegenden universitären Aufgabenbereiche in allen Studiengängen garantieren, vor allem im Bachelor.

Das sogenannte Leuphana-Semester ist für die Studienanfänger/innen der Einstieg in die Wissenschaft. Alle Studierenden haben im modularen Lehrangebot des ersten Semesters dasselbe fächerübergreifende Wahlprogramm, das die unterschiedlichen Methoden, Denkweisen und Verstehensprozesse der Wissenschaften grundlegend vermitteln soll. Das anschließende Fachstudium wird von einem interdisziplinären Komplementärstudium begleitet, das nicht in den bekannten Traditionen eines quasi zusätzlichen „Studium generale“ verläuft. Vielmehr werden die im Leuphana-Semester aufgerufenen Fragen nach den Möglichkeiten eines übergreifenden wissenschaftlichen wie gesellschaftlichen Denkens konsequent weiterentwickelt und erste Lösungswege beschritten. Leuphana-Semester und Komplementär-Module machen ein Drittel der Lehre in den Bachelor-Studiengängen des College aus.

So viel zur Struktur, die natürlich noch nichts über „Qualität“ aussagt. Ich verzichte allerdings ohnehin gern auf solche Begriffe, die ohne geklärte Parameter kaum eine Aussagekraft haben. Qualität bedeutet, wörtlich genommen, nichts anderes als „Eigenschaft“ oder „Beschaffenheit“, wird in allen Fördermaßnahmen und Initiativen heutiger Hochschulpolitik aber bereits als ein Ziel und ein Wert gehandelt, ohne dabei jedoch Inhalte zu formulieren. Die inflationäre Verwendung des Begriffs „Exzellenz“ ist

lediglich der verzweifelte Versuch einer Steigerung des nicht steigerungsfähigen Containerwortes Qualität. „Exzellenz“ war und ist im Konkurrenzkampf der Universitäten der erhoffte Schlüsselbegriff in einer sich verselbständigenden Überbietungsrhetorik. Man tut daher gut daran, zunächst pragmatisch und konkret die inhaltlich-fachlichen Beschaffenheiten von Lehre und Forschung zu definieren und dann zu fragen, welche Ideale und Ziele sie bestimmen und ob sie „gut“ zu nennen sind.

Das College der Leuphana wurde 2017 zehn Jahre alt; jedenfalls hat man in dem sehr dynamischen und immer wieder sich revidierenden Entwicklungsprozess dieser Uni ein Jubiläumsjahr gefunden, in dem gefeiert werden soll und darf. Höchste Zeit auch für mich als Dekanin, zurückzublicken und die mit dem Studienmodell verbundenen Ideale „guter“ Lehre zu reflektieren. Wir haben im College dafür – wie kann es anders sein – die kommunikative Form des Interviews gewählt.

Liebe Frau Steierwald, im kommenden Jahr beenden Sie Ihre Amtszeit als Dekanin des Leuphana-College. Was war und ist für Sie der Mehrwert des College-Studienmodells, insbesondere des Leuphana-Semesters und des Komplementärstudiums?

Das Studienmodell macht die Frage nach „Wissenschaftlichkeit“ ab dem ersten Semester zum Thema. Dazu gehören Geschichte und Gegenwart der einzelnen Disziplinen genauso wie das ihnen eigene fachliche und methodische Verständnis. Das ist ein sehr hoher Anspruch, der den Studierenden die Gewissheit geben soll, dass sie als neue Mitglieder einer Universität ernst genommen werden. In diesem Sich-gegenseitig-ernst-Nehmen steckt ein historisches wie gegenwärtiges, leider aber oft vergessenes Bildungsideal. Die Universität muss ja einen klar erkennbaren Berechtigungsgrund haben. Und eine der unabdingbaren Begründungen liegt darin, sich primär als ein Ort der Wissenschaft zu verstehen. Das ist gar nicht selbstverständlich, da heute immer schon nach Transfer, Übertragbarkeit und „Mehrwert“ gefragt wird, bevor Substanz, Inhalt und der Anspruch eines Wertes geklärt sind.

Die Antwort, was Wissenschaft überhaupt sein kann und zu leisten imstande ist, muss die Uni auch gegenüber der Gesellschaft, die sie schließlich trägt und finanziert, transparent machen. Das ist ein Ziel für Lehrende wie Studierende. Die Studierenden sind keine Wissenschaftler/innen, aber sie sind auch weder Auszubildende noch Kund/innen. Sie haben Privileg wie Aufgabe, diesen Ort der Wissenschaft für ein paar Jahre mitzugestalten und sich in und mit dieser Erfahrung für ihre unterschiedlichen Berufsziele zu qualifizieren. Das übergreifende Denken, das im College ebenfalls als wichtiger Aspekt jeder Wissenschaft im Vordergrund steht, tragen wir jedoch nicht als sogenannte Interdisziplinarität wie geklärt vor uns her. Das stetige Aushandeln offener Ziele gehört zur elementaren Praxis des Studierens wie der Wissenschaft.

Worin unterscheidet sich die Lehre in Leuphana-Semester und Komplementärstudium von der in Major und Minor beziehungsweise in den Lehramtsfächern?

Sie müssen sich erheblich unterscheiden. Ich vertrete in der Lehre natürlich immer meine Wissenschaft, meine Disziplin, die Literaturwissenschaft – es geht ja nicht um eine multidisziplinäre Persönlichkeitsspaltung. Die Frage ist – Was ist Interdisziplinarität? Ganz sicher keine eigene, neue Wissenschaftsdisziplin. Auch die Metapher der Schnittmengenbildung von Unterschiedlichem klingt vielleicht gut, ist aber falsch. Wissenschaft muss den Anspruch stellen, etwas Neues, also etwas Drittes zu schaffen, das sich nicht mehr auf die Summe einzelner Teile zurückführen lässt. Daher ist die Formulierung des Germanisten Richard M. Meyer genial, der schrieb, dass jede Disziplin auch eine Hilfswissenschaft der anderen sei. Er wollte damit sagen, dass nur in einem solchen wissenschaftlichen Selbstverständnis und in souveräner Bescheidenheit interdisziplinär relevante Forschung und Lehre entstehen können – so erkannt in einer Zeit, Ende des 19. Jahrhunderts, als noch niemand den Begriff „Interdisziplinarität“ kannte.

Der entscheidende Unterschied in der Lehre im Major beziehungsweise Minor liegt also nicht im Disziplinären beziehungsweise Interdisziplinären, sondern in den diversen Zielen

und Zielgruppen. In meinen sogenannten Fachmodulen geht es um Geschichte und Gegenwartigkeit der Literatur, um die Vermittlung eines breiten Wissens sowie differenzierter Lektüre- und Argumentationsfähigkeiten. Meine Lehre in Leuphana-Semester und Komplementärstudium bietet die Möglichkeit, Fragen und Antworten aus kultur- und literaturwissenschaftlicher Perspektive exemplarisch kennenzulernen, um durch deren Kenntnis und Reflexion mit den grundlegenden Paradigmen dieser Wissenschaft vertraut zu werden. Da ich ja Studierende aus anderen Disziplinen in meinen Seminaren erwarte, muss ich dabei zunächst das unterschiedliche Vorwissen durch Vermittlung der verbindenden, gemeinsamen Metaebene einholen. Die Aspekte und der Grad der Wissenschaftlichkeit sind aber dieselben. Größtes Missverständnis wäre es zu denken, die Fachdisziplin sei Wissenschaft, das „andere“ sei eine Light-Version.

Gibt es bei Leuphana-Semester und Komplementärstudium in der Lehre auch unterschiedliche Anforderungen?

Das erste Semester, das Leuphana-Semester, und das das Studium begleitende Komplementärstudium sind im Rahmen des Studienmodells verschiedene Stadien, die allerdings zu konzeptionell wie inhaltlich unterschiedlichen Ausgestaltungen führen sollten. Das Leuphana-Semester ist eine transdisziplinäre Einführung in den Ort der Wissenschaft – also die Universität. Wir haben es in den vergangenen drei Jahren einer Reform unterzogen. Die Neufassung der Module zielte darauf, die Notwendigkeit dieses ersten Schritts, also die Loslösung vom Denken in schulischen Zusammenhängen, deutlicher zu machen. Wir merken auch in höheren Semestern immer wieder, dass eine Einführung in das wissenschaftliche Denken und Arbeiten gar nicht hoch genug gewertet werden kann – aber natürlich darf diese Initiation nicht mit der Vermittlung von irgendwelchen formalen Handbuch-Regeln verwechselt werden.

Letztlich zielt das Leuphana-Semester darauf, nach wenigen Monaten zu wissen, was ich als Student/in wirklich will und ob dieses Wollen seinen Ort an einer Universität hat. Im Komplementärstudium dagegen müssen wir davon ausgehen können, dass die

Studierenden – bei aller weiteren kritischen Selbstreflexion – wissen, was sie wollen, wie sich die Ziele der einzelnen Wissenschaft formieren und dass sie ihr eigenes Fach im Komplementärstudium dann in Relation zu einem transdisziplinären Wissenschaftsverständnis zu setzen vermögen. Auf diesen Anspruch und die mit ihm verbundenen Fragen müssen die Studierenden im Komplementärstudium Antworten erhalten. Das ist also etwas ganz anderes.

Ist es für Sie eine besondere Herausforderung, Lehre für Erstsemester-Studierende anzubieten, die einen universitären Habitus beziehungsweise das wissenschaftliche Arbeiten noch nicht kennen?

Ja, wie gesagt, das gehört zum Schwierigsten überhaupt, und wir müssen als Lehrende einfach auch mal zugeben, dass wir bis in die Master-Studiengänge hinein mit wissenschaftsfernen Haltungen und mangelndem Vermögen von Studierenden konfrontiert sind. Wir konnten also offensichtlich in den vorausgegangenen Semestern viele nicht erreichen. Ich nehme diese Herausforderung, einen wissenschaftlichen Habitus, eine souveräne Haltung zu ermöglichen, nicht nur im Leuphana-Semester sehr ernst. Die sogenannten Herausforderungen – ich spreche lieber von Problemen – sind im Leuphana-Semester eher weniger akut: Hier habe ich die Gefahr des Enttäuschungseffekts nicht, weil ich gar nichts anderes als Offenheit erwarte. Und dieses klare Bewusstsein meiner angemessenen Erwartungen ist immer eine der besten Voraussetzungen für gute Lehre. Dann gibt es meist ganz wunderbare, positive Überraschungen, was unerwartete Potentiale der Studierenden angeht. Andererseits muss manchen auch die Erkenntnis ermöglicht werden, dass die Universität eben nicht der richtige Ort für sie ist.

Wie empfinden Sie im Gegensatz dazu die Arbeit mit einer sehr heterogenen Studierendenschaft wie im Komplementärstudium?

Die Frage würde ich ein wenig anders stellen, denn die Studierendenschaft höherer Semester ist ja gar nicht „heterogener“. Im Komplementärstudium kann ich bereits den gemeinsamen Wissenshorizont des Leuphana-Semesters und die Erfahrungen in den Fachmodulen erwarten. Und – wie gesagt – dieses kollektive Bewusstsein, selbstbewusst und gewollt an einem Ort, in der Universität angekommen zu sein, ist für den Erfolg des weiteren Studiums entscheidend. Insofern gibt es für mich keine heterogenere Gruppe als die des ersten Semesters – und das ist gut so...

Was ist für Sie selbst der Mehrwert, den Sie aus der Lehre ziehen?

Also, wenn sich nur ein Bruchteil meiner hier skizzierten Ziele und Ideale in der konkreten Lehre verwirklichen lässt – und das passiert immer –, bin ich glücklich. Wenn wir das „Mehrwert“ nennen wollen – voilà!

Ist Glück also ein Lernziel?

Nein. Glück ist ein realer, aber nicht zu verifizierender Zustand, kein Ziel. Wenn ich sagte, dass Ideale natürlich immer nur annäherungsweise verfolgt werden können, läuft das nicht auf Kompromissbereitschaft hinaus. Momentan haben ja nicht nur Ratgeber zum Thema Glück, sondern auch Lobreden auf das Maßhalten Konjunktur. Meist stehen diese Studien der sogenannten Leistungsgesellschaft scheinbar kritisch gegenüber. Sie dienen aber indirekt und unausgesprochen eher der Absicherung des gesellschaftlich und ökonomisch reibungslosen Funktionierens. Denn ein als Mittelmaß verstandenes Maß der Mitte und die Zufriedenheit als mediate „Glück“ sind insgeheim die besten Stützen eines prosperierenden Bruttosozialprodukts. Dagegen ist nichts zu sagen. Die mit diesen Zielen verbundene Produkt- und „Output-Orientierung“ wirken jedoch, als Erwartungshaltung an die Wissenschaft formuliert, sehr destruktiv. Nur wenn Leistung nicht mit Produktivität im

Sinne funktionaler, reibungsloser Gewinnsteigerung verwechselt wird, kann sie als eine ganz elementare „Qualität“, also Beschaffenheit von Wissenschaft verstanden werden. In solchen Fällen halte ich mich immer gern an die klaren, logischen Begriffsdefinitionen der Mathematik oder Physik: Leistung ist bekanntlich Arbeit im Verhältnis zur Zeit. Und Arbeit ist sich übertragende Energie. Das Ideal der Höchstleistung besteht also in einer möglichst hoch verdichteten Energieübertragung.

Formulieren Sie also in Ihrer Lehre auch einen hohen Leistungsanspruch an die Studierenden?

Jeder guten Wissenschaftspraxis ist eine besondere Leistungsfähigkeit eingeschrieben, d.h., es geht nicht um irgendeinen Anspruch, den man für sie formulieren oder an sie herantragen müsste, sondern sie selbst ist durch außergewöhnliche Leistung, eine besondere Energieübertragung definiert. Ich möchte das an einem schönen Vergleich mit dem merkwürdigen Phänomen „Oper“ konkretisieren. An der Oper scheiden sich ja bekanntlich die Geister – in meinem Freundeskreis gibt es jedenfalls nur Süchtige oder eher Gequälte. Ich gehöre zur ersten Gruppe, habe aber großes Verständnis für die Gequälten. Denn, wie es eine der weltbesten Sängerinnen, Joyce DiDonato, in einem ihrer Seminare auf den Punkt bringt: If it's not REALLY REALLY REAL, if it's not COMMITTED, if it's not ABSOLUTELY PERFECT, OPERA – – is one of the MOST STUPID THINGS in the world! Genauso verhält es sich auch mit der Wissenschaft. Wenn Sie mich nach Vorbildern für meine Lehre fragten, wären ganz sicher die Meisterkurse von Joyce DiDonato zu nennen, die man sich übrigens auf Youtube anschauen kann. Da sehen und hören Sie eine wirklich vollkommene, involvierte wie zugleich humorvoll-distanzierte Hinführung zur Perfektion.

Das Ziel der Perfektion kann aber auch als unmenschlicher Perfektionismus in der Kritik stehen, oder?

Perfektion wie aber auch die sogenannte Menschlichkeit sind immer ideologiefällige Begriffe, wenn sie als Ziele von Lehren oder Belehrungen formuliert werden. Ich setze in meiner Hoffnung auf das zu Erreichende nicht auf Vollkommenheit, sondern auf die Ermöglichung von Höchstleistung, die, wenn sie denn wirklich gelingt, als nicht zu verifizierender Zustand des Glücks erfahren werden kann – wir sprachen ja schon vom Glück. Die Studierenden realisieren in diesem Moment ihre eigenen, individuellen, im wahrsten Sinne des Wortes unvergleichlichen und damit vielleicht auch menschlich zu nennenden Möglichkeiten und Fähigkeiten, also – ein bisschen dick aufgetragen – ihr Potential zur Vollkommenheit. Allerdings muss diese Erfahrung flankiert sein vom Bewusstsein für die Fiktionalität jeden Glücks. Und da habe ich in den Künsten und in der Literatur ja nun jede Menge Quellenbeweise auf Lager (lacht)! Diese Flankierung führt dann – so wie die Idee der Vollkommenheit – zu einer mit dem wissenschaftlichen Selbstverständnis ebenfalls unabdingbar verbundenen Tugend: zur Bescheidenheit, zur Erkenntnis der eigenen Unvollkommenheit. Leider wird dieser Aspekt in der ganzen Exzellenz-Erzeugungsmaschinerie häufig vernachlässigt. Das generiert einen Habitus, der eher von einer uns allen leider sehr bekannten Arroganz als vom Besonderen, Unerwarteten und den Energieübertragungen einer Hochleistungswissenschaft durchdrungen ist.

Können Sie Ihre Forschung in die Lehre einbringen?

Meine Forschung, die ja immer ein offener Prozess ist, muss natürlich auf den eigenen, vollständig geklärten und bewiesenen wissenschaftlichen Fähigkeiten aufsetzen. Das ist nun mal die Profession der Professur. Insofern ist die Verschränkung von Lehre und Forschung nicht so zu verstehen, dass ich als Wissenschaftlerin diesen Prozess nahtlos in die Lehre integrieren könnte. Meine Fragen und Ergebnisse wirken zwar auf die Lehrinhalte ein, aber Forschungsfragen im engeren Sinne stelle ich natürlich nicht den

Studierenden oder mache sie zu ihren Aufgaben. Schnittmengen, und hier ist das Wort richtig, können sich erst im Promotions-Studiengang ergeben, und umso herzlicher lade ich Studierende jüngerer Semester ein, an meinem „Forschungskolloquium Literatur“ teilzunehmen – nicht um zu „forschen“, sondern um eine mögliche Zielrichtung ihres Studiums rezipierend, durchaus entspannt zurückgelehnt, zu erkennen.

Das Ideal der Einheit von Forschung und Lehre war und ist anders gemeint: Ohne die offene Zielsetzung einer Weiterentwicklung des eigenen Faches, also ohne Forschung, muss jede Wissenschaft verkümmern. Daher ist die Tendenz zur Trennung zwischen „Lehrenden“ und „Forschenden“ an deutschen Universitäten eine Katastrophe. Diese Tendenz steht auch im Kontrast zur anglo-amerikanischen Praxis, die doch angeblich Vorbild für den Bologna-Prozess war. Dort gehört es zu den ehrwürdigen Traditionen, dass Nobelpreisträger selbstverständlich auch im ersten Semester lehren – also ein klares wie symbolisches Zeichen für die Wertschätzung der Lehre setzen. Aber auch die momentan an deutschen Unis sich verbreitende Rede von „forschungsorientierter Lehre“ halte ich für missverständlich. Es kann gar keine gute, nicht-forschungsorientierte Lehre geben. Daher müssen wir gerade dem wissenschaftlichen Nachwuchs die Chance geben, beide gleichberechtigten und gleichgewichtigen Säulen seines Wissenschaftsverständnisses zu verbinden.

Wenn Sie sich Verbesserungen fürs Leuphana-College wünschen könnten – was würden Sie gern verändern?

Hm, solch letzte Fragen in Interviews sind natürlich immer gefährlich (lacht)! Ich habe Ihnen hier von ganz vielen Idealen und Zielen erzählt. Das College war und ist ein Modell und hat, wie jedes Modell, eine ideale Traum-Komponente. Aber bei allen eigenen Unzulänglichkeiten und den Enttäuschungen in unserem Bemühen, diese Ideale zu erreichen, ist meines Erachtens das Wichtigste, dass wir die Studierenden ernst nehmen und es also ernst meinen. If it's really really real ..., nur dann ist Ernst mit Spiel zu verbinden, und so kann Wissenschaft auch Spaß machen.